

# Die Folgen von Mobilkommunikation für die Privatheit

*Empirische Ergebnisse zur Beurteilung ubiquitärer Erreichbarkeit in der Familie*

Michael Feldhaus\*

*Vor dem Hintergrund der Verbreitung des Mobiltelefons im privaten Bereich beschäftigt sich der Aufsatz mit der Frage, wie die allgegenwärtige Erreichbarkeit von Eltern und ihren Kindern wahrgenommen und bewertet wird. Tritt das theoretisch schon längst beschriebene, empirisch jedoch unzulänglich überprüfte Erreichbarkeits-Dilemma und damit soziale Kontrolle überhaupt auf? Mittels einer qualitativen Untersuchung, die als bisher einzige in Deutschland Familieninterviews (Familienfallstudien) zur Thematik von Mobilkommunikation im privaten Bereich durchgeführt hat, werden Antworten auf diese Fragen zu geben versucht. Die Analysen des empirischen Materials zeigen, dass das Mobiltelefon positiv bewertet wird, wenn es mit einer Erweiterung von Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten auftritt, negativ, wenn damit Einschränkungen in der Privatheit verbunden sind. Das Erreichbarkeits-Dilemma zeigt sich nicht für Eltern oder innerhalb der Partnerschaft, wohl jedoch für einen Teil der Jugendlichen, wobei die erklärende Variable das vorhandene bzw. nicht-vorhandene Vertrauen zwischen Eltern und ihren Kindern ist.*

**Keywords:** Mobilkommunikation, Privatheit, Familie, Handy, soziale Kontrolle

## 1. Der Wert des Privaten und Mobilkommunikation

Wie kaum ein Medium hat das Mobiltelefon, neben einer zuvor rein beruflichen Nutzung, den privaten Bereich erobert. Die Umfragen der Allensbacher Computer- und Telekommunikationsanalysen (2001; 2002) zeigen für das Jahr 2001, dass 65% der 14- bis 64-Jährigen ein Mobiltelefon besitzen<sup>1</sup>. Dieser Anteil hat sich zum Frühjahr 2002 nochmals um ca. 6 Prozentpunkte auf 71% erhöht (ACTA 2001; 2002). Selbst der Anteil derjenigen, die planen, sich in den nächsten ein bis zwei Jahren ein Mobiltelefon anzuschaffen, nimmt weiterhin zu und beträgt für das Frühjahr 2002 ca. 30% (1999 = 20%; 2000 = 28%; ACTA 2002). Hierbei handelt es sich in hohem Maße bereits um Ersatzanschaffungen, was auf eine Konsolidierung der Handy-Nutzung bzw. des Handy-Besitzes hinweist und signalisiert, dass es sich dabei nicht um eine reine „Modewelle“ handelt: Die Nutzer haben anscheinend die Vorteile des Mobiltelefons zu schätzen gelernt, und zwar vor allem auch *innerhalb ihrer Privatsphäre*. Der folgende Aufsatz fragt demnach nach den Folgen von ständig möglicher Erreichbarkeit innerhalb dessen, was man Privatsphäre nennt. Dazu bedarf es zunächst einiger theoretischer Anmerkungen zum Begriff der Privatheit.

---

\* Der Autor dankt Frau Prof. Dr. Dr. h.c. R. Nave-Herz und Prof. Dr. W. Siebel für Hinweise und hilfreiche Anregungen zu einer früheren Version des Aufsatzes.

1 73% der 14- bis 17-Jährigen; 84% der 18- bis 24-Jährigen; 80% der 25- bis 29-Jährigen; 72% der 30- bis 39-Jährigen; 63% der 40- bis 49-Jährigen; 52% der 50- bis 59-Jährigen und 37% der 60- bis 64-Jährigen (ACTA 2001: eigene Berechnungen).

Sieht man sich die Diskurse über Privatheit genauer an, so stellt man fest, dass es sich hierbei um eine weit verzweigte Debatte handelt. Die Mediensoziologie, die Familiensoziologie, die Stadtsoziologie, die Rechtssoziologie sowie die sozial- und rechtsphilosophischen Analysen *betonen vor dem Hintergrund einer Grundsemantik<sup>2</sup> jeweils andere Schwerpunkte* von Privatheit, deren Aspekte hier nicht umfassend aufgearbeitet werden können (vgl. dazu Weintraub 1997; Bahrdt 1998; Weiß/Groebel 2002; Arendt 1998; Habermas 1999; Ariès/Duby 1989; Rössler 2001). Die hier folgende Untersuchung über die Folgen von Mobilkommunikation für die Privatheit der Familienmitglieder geht von einer familiensoziologischen Perspektive aus.

Familiensoziologische Abhandlungen betonen den Prozess einer langsam mit der Industrialisierung einsetzenden Intimisierung und Kultivierung der Privatsphäre. So wird aus makrosoziologischer Perspektive im Zuge einer mit der Industrialisierung einhergehenden gesellschaftlichen Differenzierung und funktionalen Spezialisierung von einer Ausdifferenzierung der modernen privatisierten Kernfamilie gesprochen (vgl. Tyrell 1976: 394ff.). Vor allem die Auslagerung der Erwerbsarbeit aus dem Haushalt in den organisierten Erwerbssektor, einsetzende Distanzierungsprozesse zunächst der wohlhabenden bürgerlichen Familie gegenüber familienfremden Personen sowie die zunehmende Neolokalität (die Gründung eines eigenen Haushalts getrennt von dem der Elterngeneration) hat zu einer – wie Tyrell hervorhebt – strukturellen Exklusivität der Familie, zu einer „emotionalen Anreicherung des Familienlebens“ geführt, wenn dieser Prozess auch nach Familienformen betrachtet sehr unterschiedlich verlief: So konstatiert er für das Familiensystem „eine besonders ausgeprägte, geschichtsgesättigte Vertrautheit miteinander, hohe Sensibilität für das individuelle Sosein der Mitglieder, geradezu ‚vollständige Information‘ und starke Anteilnahme bezüglich der externen Rollen der Angehörigen, einen Interaktionscode, der zur Thematisierung ‚persönlicher Angelegenheiten‘ geradezu zwingt, (sowie) ein Zusammengehörigkeitsgefühl und ein partikularistisches Gruppenbewußtsein“ (Tyrell 1983: 377). Auch neuere Untersuchungen des Familien-Survey heben hervor, dass in Bezug auf die Eltern-Kind-Beziehung die Kommunikation, die gefühlsmäßigen Bindungen, die gemeinsame Freizeit und die gemeinsamen Mahlzeiten einen hohen Stellenwert aufweisen, höher als zu anderen Personen. Die bereits in Bezug auf die neuen Bundesländer von Bertram geäußerte These, dass „jene klassische Sicht von Familie als Interaktionsprozess zwischen Eltern und Kindern, die gemeinsames Essen, gefühlsmäßige Bindungen, Kommunikation und gemeinsame Freizeit umfasst, (...) eine Perspektive (ist), die auch heute noch Gültigkeit hat“ (Bertram 1992: 77; 1995), wird dadurch nochmals – nunmehr für Gesamtdeutschland – bestätigt. Familie gilt daher innerhalb der Familiensoziologie als Inbegriff des Privaten.

Diese Gleichsetzung hatte allerdings zur Folge, dass verstärkt nach „Familie“ gefragt und geforscht wurde, nicht jedoch gezielter nach dem, was Privatheit für die Individuen bedeutet. In dieser Hinsicht kann mit der sozialphilosophischen Arbeit von Beate Rössler eine wichtige Ergänzung zur bisherigen Betrachtungsweise von Privatheit vorgenommen werden, indem sie gerade den „Wert von Privatheit“ für die Individuen her-

---

2 In seiner ideengeschichtlichen Rekonstruktion identifiziert Weintraub zwei fundamentale Semantiken hinsichtlich der Begriffe von „privat“ und „öffentlich“: „1. What is hidden or withdrawn versus what is open, revealed or accessible. 2. What is individual, or pertains only to an individual, versus what is collective, or affects the interests of a collectivity of individuals“ (1997: 5; auch Ariès/Duby 1989).

ausstellt. Ausgehend von den bereits angesprochenen Grundsemantiken von Privatheit diskutiert Rössler (2001: 20ff.) in ihrer theoretischen Untersuchung ausführlich vielfältige Konzeptionen von Privatheit, die sich nach kritischem Abwägen unter eine soziologisch anwendbare Definition subsumieren lassen: „Als privat gilt etwas dann, wenn man selbst den Zugang zu diesem ‚etwas‘ kontrollieren kann. Umgekehrt bedeutet der Schutz von Privatheit dann einen Schutz vor unerwünschtem Zutritt anderer“ (Rössler 2001: 23).

Auf dieser Grundlage einer *Kontrolle des Zugangs zum eigenen Selbst* unterscheidet Rössler drei *Dimensionen des Privaten*: „(V)on *dezisionaler* Privatheit spreche ich dann, wenn wir den Anspruch haben, vor unerwünschtem Zugang im Sinne von unerwünschtem Hineinreden, vor Fremdbestimmungen bei Entscheidungen und Handlungen geschützt zu sein. Von *informationeller* Privatheit spreche ich dann, wenn Personen den Anspruch haben, vor unerwünschtem Zugang im Sinn eines Eingriffs in persönliche Daten über sich geschützt zu werden, also vor dem Zugang zu Informationen über sie, die sie gerade nicht in den falschen Händen sehen wollen. Und von *lokaler* Privatheit spreche ich in einem ganz unmetaphorischen Sinne dann, wenn wir den Anspruch haben, vor dem Zutritt anderer in Räume oder Bereiche geschützt zu werden“ (Rössler 2001: 25). Von der Privatheit nochmals zu unterscheiden ist der Bereich des Intimen: Intimität ist ein Teil des Privatlebens, der physische und psychische Kernbereich dessen, was man privat nennt: „Sie ist als Steigerung und als Unterkategorie des Privatlebens zu verstehen, die sowohl physische als auch psychische Aspekte umfasst, die einzig und allein dem einzelnen Individuum zugänglich ist“ (Rössler 2001: 17).

Warum schätzen wir eine derartige Privatheit, die sich insbesondere – aber eben nicht nur – in der Familie zeigt? Privatheit ist als eine Sphäre der psychischen und physischen Autonomie gekennzeichnet. Privat-Sein zielt in psychologischer Hinsicht auf die Verfügung über sich selbst, auf die Thematisierung der persönlichen Individualität mit vertrauten Anderen (Familie; Freunde) oder auf Selbstreflexion ab, um den Prozess der Selbstverwirklichung voranbringen zu können. Ein Eingebundensein in kollektive, soziale Prozesse (Gespräche, Diskussionen und kulturelle Veranstaltungen, Fernsehen, Handeln in sozial vorgeschriebenen Rollen) bindet Aufmerksamkeit des Individuums. Ein ausschließlicher Selbstbezug, der Aufbau von Selbst-Distanz ist dann nicht möglich. In diesem Sinne stellt Privatheit ein Refugium dar, in dem der Selbstbezug und damit Authentizität möglich ist: „Um sich authentisch die Frage stellen zu können, wer man ist, wie man leben möchte, sind offenbar Rückzugsmöglichkeiten von den Blicken der anderen notwendig; um Ziele zu entwerfen, entwickeln und verfolgen zu können, sind Dimensionen des Lebens notwendig ohne den *Einspruch oder die Kontrolle* der anderen“ (Rössler 2001: 138). Dazu gehört aber auch – wie Weiß (2002: 56) zu Recht analysiert – die „Nicht-Verfügbarkeit“, das Recht auf Nicht-Erreichbarkeit (Mettler-v. Meibom 1994: 181) und der *Schutz vor sozialer Kontrolle*.

Der von Rössler herausgearbeitete Wert des Privaten ist mit Blick auf den Einzelnen begründet und nicht an eine Definition von Familie gebunden. Das heißt, Privatheit, und damit die Rückzugsmöglichkeiten als Bedingung authentischen Handelns, ist qua Definition nicht ausschließlich auf Familie bezogen, sondern zählt auch innerhalb der Familie für jedes einzelne Familienmitglied. Der Vorteil der theoretischen Untersuchung von Rössler liegt darin, dass es damit analytisch ermöglicht wird, individuelle Privatheit in die immer schon so gesehene „Privatsphäre“ einzuführen, mit dem Ergebnis, nunmehr genauer und gezielter nach den Dimensionen von individueller Privatheit innerhalb und außerhalb „familialer Privatheit“ zu fragen. Diese Diskussion, die innerhalb der Familiensoziologie langsam anhebt, kann hier nicht näher erläutert werden.

Die neue Kommunikationstechnik des Mobiltelefons scheint diese beschriebene Nicht-Verfügbarkeit als elementare Freiheit der Subjekte zur Selbstbestimmung gefährden zu können. Wenn die Bedingung von Privatheit in dem Recht und in der Notwendigkeit auf vorübergehende Nicht-Verfügbarkeit und *Nicht-Erreichbarkeit* liegt, stellt sich vor dem Hintergrund der Verbreitung des Mobiltelefons mit seiner *algegenwärtigen Erreichbarkeit* die Frage, wie diese – potenziell vorliegende – Ambivalenz von den handelnden Subjekten wahrgenommen und bewertet wird: positiv oder negativ (2.1)? Gibt es darüber hinaus Hinweise, ob das theoretisch schon längst beschriebene, empirisch jedoch unzulänglich überprüfte „Erreichbarkeits-Dilemma“ (Lange 1991) auftritt, welches darin liegt, dass man die *Erreichbarkeit Anderer* zwar wünscht, nicht aber die *Erreichbarkeit für Andere* (2.2)?

## 2. Mobilkommunikation und Privatheit: Empirische Ergebnisse

Die folgenden Ergebnisse resultieren aus der ersten Projekthälfte einer qualitativen Untersuchung zu den „Chancen und Risiken von Informations- und Kommunikationstechnologien für den privaten Bereich“ (vgl. Nave-Herz 2000; Logemann/Feldhaus 2002)<sup>3</sup>. Diesbezüglich wurden zur Exploration des Forschungsfeldes 13 Gruppendiskussionen mit Haupt- und Realschülern sowie Gymnasiasten (je Schulform eine Gruppendiskussion; N= 35 Schüler), Studenten (9 Gruppen; N= 41 Studierende) und Eltern (eine Elterngruppe mit 5 Elternteilen) geführt. Im Zentrum der Gruppendiskussionen standen Fragen nach den Vor- und Nachteilen eines Handys, nach der Beurteilung und Nutzung der jeweiligen technischen Funktionen, nach der Beurteilung der Erreichbarkeit sowie nach dem Störpotenzial. Es schlossen sich 11 Familienfallstudien an, wo Eltern (3 Ein-Elternfamilien und 8 Zwei-Elternfamilien) und deren Kinder (im Alter zwischen 14 bis 18 Jahren, annähernd gleichverteilt nach Geschlecht und den drei Schulstufen) hinsichtlich der Integration des Mobiltelefons in das Familiensystem getrennt von einander befragt wurden, demnach liegen 22 Interviews vor<sup>4</sup>. Leitendes Kriterium für die Auswahl der Familien war die besuchte Schulform der Kinder sowie die Berücksichtigung sowohl von Zwei-Elternfamilien als auch Alleinerziehenden. Es wird demnach die ganze Familie in die Analyse einbezogen, was Bertram hinsichtlich der Thematik von „Familie und Medien“ als fruchtbaren Zugang hervorhebt (1990: 5). Eine derartig konzipierte Studie zur Mobilkommunikation und deren Folgen für den privaten Bereich liegt bisher noch nicht vor, wie überhaupt das Mobiltelefon nur selten Forschungsgegenstand war<sup>5</sup>. Die Auswertung der Familienfallstudien orientiert sich an dem

- 
- 3 Das Forschungsprojekt wird finanziert aus Mitteln der VW-Stiftung, unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Dr. h.c. R. Nave-Herz.
  - 4 Thematische Schwerpunkte der leitfadengestützten Interviews (Eltern und Kinder): Anschaffungsgründe, -diskurs und -realisierung; persönliche und gegenseitige Bedeutungszuschreibung; Beurteilung der Erreichbarkeit; familialer Kontext (z.B. berufliche Mobilität, Schule, Freundeskreis, Freizeit); Veränderungen; Konflikte, Nutzungsformen des Mobiltelefons, Störungspotenzial innerhalb und außerhalb der Familie, Beurteilung technischer Eigenschaften, familiale Funktionen und Mobiltelefon; Festnetztelefon vs. Mobiltelefon.
  - 5 Die wenigen und deshalb zu betonenden Ausnahmen befassen sich mit dem Bedeutungsgehalt des Mobiltelefons für Jugendliche (Fritzsche 2000; Höflich 2001; Höflich/Rössler 2000); herzuheben sind auch die Untersuchungen zur SMS-Kommunikation (Schlobinski 2001; Döring 2002). Mehr Beachtung fand das Mobiltelefon in den europäischen Nachbarländern,

Vorgehen des „thematischen Kodierens“, wie es Flick für eine „Psychologie des technisierten Alltags“ entwickelt hat (vgl. Flick 1996: 116ff.)<sup>6</sup>. Da das Gesamtprojekt noch nicht abgeschlossen ist, wird sich die Darstellung auf die Herausstellung typischer Handlungsmuster, die sich über die Fälle hinweg analysieren lassen, beschränken müssen. Eine differenziertere Zuteilung und Erklärung typischer Handlungsmuster zu vorgefundenen Bedingungen familialen Zusammenlebens kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht erfolgen. Hierzu muss das Sample, um diesbezüglich aussagekräftige Ergebnisse zu liefern, erweitert werden<sup>7</sup>. Wo sich Aussagen machen lassen (z. B. Bildung, Alter, Geschlecht der Kinder), weil sie als Gemeinsamkeit über alle Fälle hinweg auftreten, werden sie angeführt. Zur Illustration der Interpretation vorliegender Daten seien einige Interviewzitate eingefügt. Während die Gruppendiskussion innerhalb des Projekts einer ersten Exploration der Forschungsfrage dienten, basieren die hier angeführten Ergebnisse auf den Familienfallstudien, weil sich damit die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander aus verschiedenen Perspektiven analysieren lassen.

## *2.1 Private Bedeutungszuschreibungen an Mobilkommunikation*

Ausgangspunkt ist die These, dass eine wahrgenommene Einschränkung von Selbstbestimmung durch das Mobiltelefon zu einer negativen Beurteilung der Erreichbarkeit führt, während eine subjektiv empfundene Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten mit einer positiven Bedeutungszuschreibung von ubiquitärer Erreichbarkeit besetzt ist. Dabei wird zwischen Elternperspektive und der der Jugendlichen zu unterscheiden sein.

### *2.1.1 Perspektive der Eltern*

In allen Familienfallstudien, unabhängig von Bildung, Alter und Geschlecht der Kinder, betonen die Eltern, dass sie die Erreichbarkeit ihrer Kinder begrüßen. Egal, ob sie es sind, die die Kinder anrufen, oder ob die Kinder ihre Eltern anrufen, in keinem Fall wird die Erreichbarkeit der resp. durch die Kinder als negativ empfunden.

Die Gründe für diese generell positive Einschätzung der Erreichbarkeit lassen sich unter drei Erklärungsmuster subsumieren: Zum einen ist das Mobiltelefon in funktionaler

---

Skandinavien und den USA (vgl. Haddon 1998; Ling/Yttri 1999; Katz/Aakhus 2002; Brown/Green/Harper 2002; vgl. den Überblick bei Feldhaus (im Druck)).

- 6 Mit dem thematischen Kodieren wurde von Flick (1996) in Anlehnung an Strauss (1991) ein spezielles Interpretationsverfahren entwickelt: Die qualitative Analyse beginnt mit einer Kurzbeschreibung des Falles, gefolgt von einer Feinanalyse des Materials, wobei sich das explizit themisierte Technikverständnis herauskristallisiert. Als Orientierung dient das von Strauss vorgeschlagene Kodierparadigma, welches Leitfragen an jedes Interview stellt, und zwar nach den Bedingungen (Warum? Was führte zu der Situation? Hintergrund? Verlauf?), nach der Interaktion (Wer handelte? Was geschah?), nach Strategien (Welche Umgangsweisen liegen vor?) sowie nach Konsequenzen (Was veränderte sich? Folgen? Resultate?). Darauf aufbauend wird mittels des offenen und selektiven Kodierens ein Kategorienschema des einzelnen Falles entwickelt. Nach den ersten Fallanalysen werden die dabei entwickelten Kategorien und die thematischen Bereiche, auf die sie sich in den einzelnen Fällen beziehen, miteinander verglichen. Daraus resultiert eine thematische Struktur, die für die Analyse weiterer Fälle zugrunde gelegt wird, um deren Vergleichbarkeit nunmehr über alle Fälle hinweg zu erhöhen.
- 7 Dies ist in der zweiten Projektphase geplant. Das Sample wird auf 30 Familien und damit 60 Interviews aufgestockt. Wiederum finanziert von der VW-Stiftung.

Hinsicht ein Erfüllungsgehilfe familialer Aufgaben: Es erleichtert in hohem Maße den Organisationsbedarf der Familie (kurzfristige Terminänderungen; Organisation von Freizeiten, Betreuungszeiten; Ergänzung und Delegation von Einkäufen). Das Mobiltelefon hilft in dieser Hinsicht, ein Stück weit die Ansprüche von Beruf und Familie besser zu vereinbaren.

Mann: „Wir (Frau und Kinder) können uns immer kurz abstimmen. Wie gesagt dann: „kommst du noch am Laden vorbei? oder: Du musst das noch besorgen! Ich komme heute Abend später! Also diese kurzen Kommunikationswege sind schon mal ganz angenehm. Wenn ich im Auto bin und ich kann mich melden: „Du ich steh voll im Stau, ich schaff das nicht.“ Vor allen Dingen, wenn man Gäste hat oder man ist zum Essen verabredet, ist das schon eine ganz angenehme Sache“.

Neben den generell verbesserten Organisationsmöglichkeiten, eben weil Kommunikation nicht mehr raum-zeitlich gebunden ist, liegt ein zweiter Grund für die positive Bedeutungszuschreibung der Eltern in der zugeschriebenen emotionalen Funktion des Mobiltelefons. Das Handy ist für die Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern sowie für die (Ehe)Partner in hohem Maße ein *Emotionen vermittelndes Medium*. Es dient nicht nur dazu, die emotionalen Beziehungen über längere Zeit und räumliche Distanz hinweg aufrechtzuerhalten (wie z. B. bei Klassenfahrten; Auslandsaufenthalten usw.), sondern ebenso um den Eltern, und hier vor allem der Mutter, spontane emotionale Empfindungen und vor allem Belastungen (z. B. über erfahrenen Schulstress) mitzuteilen. Es ist gerade ein Medium der Sicherheit, wenn Kinder in ihrem Ablösungsprozess vom Elternhaus zunehmend länger wegbleiben und selbstständiger werden, was bei Eltern zu einem erhöhten Sicherheitsbedürfnis führt – vor allem bei Töchtern: Das Mobiltelefon ist bei genauerer Betrachtung nicht nur ein *Emotionen vermittelndes Medium*, sondern durch die potenzielle Erreichbarkeit insbesondere ein *Medium, das helfen kann, Emotionen zu bewältigen*, nämlich vorwiegend die Ängste der Eltern. Wurde dem Mobiltelefon in der Studie von Schenk/Dahm/Sonje (1996) ein emotionaler Faktor abgesprochen, lässt sich dieses Ergebnis, nachdem das Mobiltelefon den privaten Bereich „erobert“ hat, durch unsere Ergebnisse nicht mehr bestätigen.

Ein dritter Grund liegt darin, dass das Mobiltelefon den Eltern eine Erweiterung des eigenen Handlungs- und Kommunikationsspielraums außerhalb des familialen Haushalts ermöglicht, bei gleichzeitiger Übernahme elterlicher Aufgaben und Pflichten:

Frau: „Wenn wir mal ein Bierchen trinken gehen und ... (die Tochter, MF.) allein zu Hause ist, das mag sie wohl – aber ganz so gerne auch nicht. Und wenn sie so alleine ins Bett geht, dann hat sie uns um 22 Uhr angerufen, und uns eine Gute Nacht gewünscht. Und das war für sie eine Sicherheit“. Mann: „Und unabhängig vom Netz zu sein oder von anderen Telefonen. Das ist ein Gewinn, das ist entspannend“. Frau: „Also von daher würde ich es nicht mehr missen wollen“.

Die Eltern sind in Notfällen erreichbar und können sich andererseits vergewissern, ob es den Kindern gut geht, ohne dass sie nunmehr fest an einen Ort gebunden sind. Diese Art der Erweiterung des Handlungsspielraums setzt jedoch eine gewisse Altersstufe bzw. Reife der Kinder resp. des ältesten Kindes voraus.

Die drei Erklärungsmuster einer positiven Bedeutungszuschreibung ubiquitärer Erreichbarkeit (verbesserte Organisation des familialen Haushalts, emotionaler Austausch sowie Erweiterung der Handlungsspielräume) weisen die Gemeinsamkeit auf, dass sie

die *dezisionale* Privatheit, die Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten der Eltern erhöhen. Die Eltern können den *normativen und individuellen Ansprüchen einer „verantworteten Elternschaft“* (Kaufmann 1995) besser gerecht werden. In diesem *rein familialen* Sinne können wir für die Elternperspektive eine positive Bedeutungszuschreibung von Mobilkommunikation festhalten.

Begrüßen die Eltern die Erreichbarkeit ihrer Kinder, lehnen sie jedoch eine generelle Erreichbarkeit durch *Nicht-Familienmitglieder* ab. Gegenüber dem Freundeskreis und vor allem gegenüber ständig möglichen Störungen aus dem Erwerbsbereich wird Erreichbarkeit z. T. negativ bewertet. Hierbei ergibt sich in Bezug auf die Weitergabe der Handynummer des eigenen Mobiltelefons – nicht des beruflichen – eine interessante Auffälligkeit. Steht die herkömmliche Telefonnummer in der Regel im Telefonverzeichnis, wird die Weitergabe der elterlichen Handynummer von den Eltern streng reglementiert: Neben den Familienmitgliedern bekommen – wenn überhaupt – höchstens noch gute Freunde die Telefonnummer der ständigen Erreichbarkeit, die *Nummer des Zugangs zur eigenen Privatheit*. Im Gegensatz zu den Jugendlichen, die ihre Telefonnummer breit in den unterschiedlichsten Freundeskreisen streuen, achten die Eltern genau darauf, wer die Handynummer bekommt. Diese Reglementierung ist eine Schutzfunktion der *dezisionalen* und *informationellen* Privatheit.

Mutter: „Das ist wirklich eine familieninterne Geschichte. Und die Handynummer haben eigentlich wirklich nur Leute, die so zum engsten Kreis gehören.“

Aber auch in der dritten Dimension der Privatheit, der *lokalen*, werden von den Eltern Regelungen getroffen, die die Privatsphäre der Familie aus der Sicht der Eltern schützen. Auch hier lässt sich eine Tendenz erkennen: Eltern nutzen das Mobiltelefon im eigenen Haushalt nahezu überhaupt nicht. In den Fällen, wo die Handynutzung der Kinder und Jugendlichen nicht ohnehin schon in dem eigenen Zimmer erfolgt – aus Gründen, die noch erläutert werden –, wird mehrheitlich eine Reglementierung, wie die Nutzung des Mobiltelefons zu erfolgen hat (z. B. nicht beim gemeinsamen Abendessen), eingeführt. Verstöße gegen derartige Regelungen führen zu Konflikten und Sanktionen.

Vater: „Ich denke, dass ich ihm das klar gesagt habe, dass er das Ding beim Essen in seinem Zimmer liegen lassen soll oder zumindest ausschalten soll. Damit das Ding nicht während des Essens anfängt zu tudeln“. Ergänzend die Mutter: „Wir selber fühlen uns auch gestört, wenn wir am Abendbrottisch sitzen und unser Telefon klingelt. Dann fühlen wir uns gestört und manchmal gehen wir auch nicht hin. Gera de zu den Mahlzeiten und wenn wir alle zusammen sind, dann möchte ich nicht, dass man auseinander läuft“.

Die Elternperspektive resümierend lässt sich sagen, dass – wie in der Vermutung geäußert – eine Erweiterung von subjektiv empfundenen Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten mittels des Mobiltelefons durchweg mit positiven Bedeutungszuschreibungen einhergeht, und zwar vor allem innerhalb des Familiensystems, während Einschränkungen von Privatheit, sei es auf der dezisionalen, informationellen oder lokalen Ebene, mit Reglementierungen sowie negativen Bedeutungszuschreibungen besetzt sind.

### 2.1.2 Perspektive der Jugendlichen

In der *Perspektive der Jugendlichen* gibt es Parallelen wie auch Differenzen zu den Eltern. Die drei angeführten Erklärungsmuster für eine positive Bedeutungszuschreibung von ubiquitärer Erreichbarkeit, nämlich verbesserte Organisation, emotionaler Austausch sowie eine Erweiterung von Handlungs- und Kommunikationsspielräumen, treffen auch für die Jugendlichen zu – wiederum unabhängig von Alter, Geschlecht und Bildung. Erhöht das Mobiltelefon die dezisionale Privatheit und damit die Selbstbestimmung der eigenen Lebensführung und -planung, wird das Mobiltelefon als durchgehend positiv empfunden. Sind die Erklärungsmuster die gleichen, sind die Adressaten, mit denen eine ubiquitäre Erreichbarkeit in genereller Hinsicht gewünscht wird, jedoch *nicht ausschließlich Familienmitglieder*, wie noch bei den Eltern.

Hier sind teilweise diametrale Tendenzen gegeben: Die Verbindung zu den Eltern wird begrüßt, wenn es bspw. darum geht, sich eine Erlaubnis für weitere Freizeitaktivitäten einzuholen und ein Umweg nach Hause zu viel Zeit kosten und die Chance auf eine positive Antwort herabsetzen würde. Oder wenn die „elterliche Fahrbereitschaft“ aktiviert werden soll, aber auch, wenn Schulstress sich nicht länger verschweigen lässt und sofort mitgeteilt werden muss.

Tochter: „Wenn ich aus der Schule kam und mich über irgendwelche Lehrer oder so aufgereggt habe, das war zwar nicht wichtig, aber es war dann schon so, dass ich das in dem Moment loswerden wollte. Und dann habe ich angerufen“.

In dieser Hinsicht ist die Erreichbarkeit der Eltern gewünscht, abgelehnt wird sie hingegen, wenn damit Tendenzen einer sozialen Kontrolle auftreten – worauf noch näher eingegangen wird. Begrüßen Eltern durchgehend die Erreichbarkeit der Familie und schirmen sich gegenüber Freunden und dem Erwerbsbereich ab, um ihre Privatsphäre zu schützen, liegt bei den Jugendlichen eher eine Umkehrung vor: Nahezu ohne Ausnahme wird gerade die Erreichbarkeit des Freundeskreises positiv konnotiert, während andererseits elterliche Anrufe auch als störend oder gar als Kontrolle empfunden werden.

Tochter: „Möchte ich auch nicht so gerne, dass meine Eltern mich anrufen. Abends sollen mich meine Freunde erreichen können“.

Das Handy dient als eine Erweiterung von Handlungs- und Kommunikationsmöglichkeiten im Hinblick auf die Peer-Group der Jugendlichen (vgl. auch Höflich/Rössler 2000; Höflich 2001). Kurze Absprachen darüber, wo man sich trifft, Nachfragen zu Hausarbeiten, Flirten per SMS, Diskussionen mittels SMS, oder einfach um zu fragen, wie es einem gerade geht usw., sind Beispiele für die Bedeutsamkeit der Handynutzung innerhalb des Freundeskreises (vgl. Döring 2002). Das Handy bildet damit ein weiteres, wichtiges Kommunikationsnetz zwischen den Jugendlichen (vgl. auch Logemann/Feldhaus 2001), wobei mehr die SMS-Funktion genutzt wird als das mobile Telefonieren.

Diente die bereits angesprochene Handyraum-Regelung aus der Perspektive der Eltern dem Schutz der Privatheit, sondern sich Jugendliche gerade auch *von sich aus* von den gemeinsamen Familienräumen ab, um auf ihren Zimmern das Handy zu nutzen. So paradox es klingt: Obwohl das Handy ein mobiles Medium ist, werden SMS-Nachrichten mehrheitlich von den Jugendlichen im eigenen Zimmer geschrieben. Sie ziehen

sich zurück, um für sich zu sein, in ihrer Intimsphäre. Die bevorzugten schnellen Kommunikationswege des Mobiltelefons werden gerade auch genutzt, um von zu Hause aus, in der Abgeschiedenheit von anderen Familienmitgliedern den Kontakt zu Freunden und Freundinnen zu halten, um Informationen und Intimitäten auszutauschen.

Tochter: „Kommt darauf an, was es da für SMS-Nachrichten sind, die ich da bekomme. Wenn es ganz normale sind, dann bleibe ich hier im Wohnzimmer, dann können meine Eltern es sogar wissen, aber wenn es dann irgendwie private Sachen sind, die erledige ich dann lieber irgendwo an einem stillen Platz, wo keiner ist“.

Das Mobiltelefon mit seiner SMS-Funktion dient den Jugendlichen dazu, sich innerhalb der Privatsphäre der Familie der „elterlichen Kontrolle“ (z. B. über das bei Jugendlichen in diesem Alter sehr beliebte Festnetztelefon und auch der Kontrolle über Kommunikationspartner) zu entziehen (auch Höflich 2001).

Es lässt sich für die Gruppe der Jugendlichen zusammenfassen, dass die Vermutung zutrifft, dass eine Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten mit einer positiven Bedeutungszuschreibung einhergeht, Einschränkungen hingegen negativ empfunden werden. Die unterschiedliche Betonung einer präferierten Erreichbarkeit, nämlich bei den Jugendlichen zuerst die Peer-Group und bei den Eltern vor allem die Kinder, symbolisiert die sich mit dem Ablösungsprozess der Jugendlichen ergebenden Umorientierungen: Führt die Elternschaft zu einer Orientierung auf die eigene Familie, ist es die spezielle Entwicklungsaufgabe der Jugendlichen, sich gerade innerhalb der Familie und aus ihr heraus zu einer selbstbewussten Persönlichkeit zu entwickeln, was mit einer stärkeren Orientierung auf die Gruppe der Gleichaltrigen einhergeht (Oerter/Dreher 1995; Hurrelmann 1997). Vor diesem entwicklungspsychologischen Hintergrund wird deutlich, dass ein Einsatz des Mobiltelefons zur Förderung von Handlungsautonomie von den Jugendlichen positiv, Einschränkungen oder gar Verbote jedoch negativ konnotiert werden<sup>8</sup>.

## 2.2 Das Erreichbarkeits-Dilemma des Handys: Fakt oder Fiktion?

Bereits mit den Anfängen der Mobilkommunikation machten theoretische Arbeiten darauf aufmerksam, dass sich die Besitzer von Mobiltelefonen in ein so genanntes „Erreichbarkeits-Dilemma“ begeben könnten, dahingehend, dass man andere immer erreichen möchte, dies aber nicht für sich gelassen will (Lange 1991; Mettler-v. Meibom 1994). Empirisch abgesicherte, auf einem größeren qualitativen Sample basierende Daten gibt es dazu jedoch nicht. Das „Erreichbarkeits-Dilemma“ zieht sich als theoretische Spekulation durch die Soziologie des Mobiltelefons. Mit der vorliegenden Untersuchung lassen sich empirische Hinweise aus dem privaten – nicht dem beruflichen – Bereich anführen, wobei es von entscheidendem Vorteil dieser Untersuchung ist, das ganze Familiensystem in die Analyse einbeziehen zu können.

Es konnte bisher festgehalten werden, dass eine subjektiv empfundene Erweiterung von dezisionaler Privatheit mit einer positiven Bedeutungszuschreibung aus der Sicht

---

8 Andere Aspekte, wie Statussymbol des Handys, Symbolisierung von Gruppenzugehörigkeit durch spezifische, gruppenbildende und gruppenidentifizierende Kommunikationssemantiken usw., werden hier nicht weiter berücksichtigt.

der Nutzer einhergeht. Bei Eltern trifft dies insbesondere in Bezug auf ihre Kinder zu, bei den Jugendlichen insbesondere in Bezug auf den Freundeskreis und mit Abstufungen in Beziehung zu den Eltern. Die Definition des Erreichbarkeits-Dilemmas greift genau jene Ambivalenz auf, die einerseits die ständige Erreichbarkeit anderer begrüßt, nicht aber das Gleiche für Andere in Bezug auf sich selbst gelten lassen möchte. Was bei dieser Definition allerdings unzulänglich betont wird, ist der Aspekt der Kontrolle über den Zugang zur Erreichbarkeit: Nur wenn ich *nicht* den eigenen Zugang zu meiner Erreichbarkeit, *nicht* das Recht und die Freiheit auf Nicht-Erreichbarkeit habe, kann eine Dilemma-Situation auftreten. Das Dilemma liegt darin, dass ein Abschalten des Geräts „rechtfertigungspflichtig“ ist, und zwar denjenigen gegenüber, die Rechtfertigung verlangen können, und das können nur signifikante, „einflussreiche“ Andere (wie Eltern). Fordern diese nicht nur die potenzielle Erreichbarkeit, sondern nutzen diese auch tatsächlich, indem sie anrufen, dann äußert sich darin eine Form sozialer Kontrolle. Wenn ein Erreichbarkeits-Dilemma bei den Befragten vorliegen sollte, müssten auch die durchweg positiven Bedeutungszuschreibungen an Mobilkommunikation im Rahmen soeben beschriebener Dimensionen von Privatheit relativiert und auf einengende Auswirkungen hingewiesen werden. Im Rahmen dieses Aufsatzes sei lediglich die Eltern/Kind-Beziehung hinsichtlich des Auftretens eines Erreichbarkeits-Dilemmas analysiert.

Für die untersuchte Gruppe der Eltern lässt sich kein Erreichbarkeits-Dilemma gegenüber ihren Kindern feststellen, sondern es ist ausschließlich das Gegenteil der Fall. Wie schon oben hervorgehoben, begrüßen Eltern die Erreichbarkeit ihrer Kinder, wie auch umgekehrt die Erreichbarkeit *für* die Kinder. Es finden sich keinerlei Hinweise in dem qualitativen Material, dass Eltern sich wünschen, mal nicht von ihren Kindern erreicht zu werden, oder einseitig nur diese erreichen zu wollen. Die Norm der „verantworteten Elternschaft“ (Kaufmann 1995) äußert sich in Bezug auf das Mobiltelefon somit auch in einer ständigen „Verfügung“ der *Kinder über ihre Eltern*, was Letztere aber nicht als negativ oder als Einschränkung empfinden (Nave-Herz 2000; Logemann/Feldhaus 2002). Die Erklärung liegt darin, wie bereits betont, dass insgesamt gesehen gerade die Erreichbarkeit eine Erhöhung des eigenen, *elterlichen* Handlungs- und Kommunikationsraums bedeutet. Von einem Erreichbarkeits-Dilemma kann aus der Elternperspektive nicht gesprochen werden.

Etwas anders sieht es bei den Jugendlichen aus. Ihre bevorzugten Erreichbarkeits-Adressaten waren die Mitglieder ihres Freundeskreises, und dann erst die Eltern. Wurde diese stärkere Betonung der eigenen jugendlichen Peer-Group mit entwicklungspsychologischen und jugendsoziologischen Hinweisen begründet, ist es wiederum gerade der einsetzende Ablösungsprozess vom Elternhaus, der einige Jugendliche in ein Erreichbarkeits-Dilemma führt.

Mutter: „Sie kommt nicht. Wo ist sie? Ich krieg sie (durch das Handy).“

Denn bei einigen Eltern, in unserem Sample ausschließlich bei Müttern, tritt mit der dauernd möglichen Erreichbarkeit ihrer Kinder auch eine zunehmende Kontrolle auf. In diesen Fällen wird nicht Bezug genommen auf zuvor vereinbarte Verabredungen oder plötzliche Terminveränderungen – dies wird von Jugendlichen toleriert –, sondern der Anruf wird gezielt eingesetzt um „abzufragen“, was man gerade macht und wo man ist, ob man immer noch da ist, wo man vorgegeben hat, zu sein. Die in dieser Form kontrollierten Kinder reagieren zwar mit Ablehnung, können sich der Kontrolle aber nur schlecht entziehen, denn ein Abschalten des Geräts verlangt eine spätere Rechtfertigung

gegenüber den Eltern<sup>9</sup>. Die Kinder haben in dieser Hinsicht *keine Kontrolle über ihre Erreichbarkeit*, über ihre *dezisionale Privatheit*. Andererseits – und hier äußert sich die dilemmatische Situation – müssen sie für den Freundeskreis erreichbar sein, um wichtige Informationen zu bekommen, die relevant sind für gruppendifynamische Prozesse. Dies kann zu einer paradoxen Situation führen: Der aus der Peer-Group stammende Zwang zum Kauf eines Handys, der auch mehr Unabhängigkeit und Selbstbestimmung ermöglichen soll – ganz wie in der Werbung suggeriert und als Entwicklungsaufgabe der Jugendphase definiert –, kann zu dem paradoxen Effekt zunehmender sozialer Kontrolle seitens der Eltern führen. Negativ an sozialer Kontrolle ist das Absprechen bzw. Verneinen einer gewissen Selbstständigkeit, die *Einschränkung einer informationellen und dezisionalen Privatheit*, deren Wert gerade für Jugendliche oben herausgearbeitet wurde (Oerter/Dreher 1995).

Die entscheidende Frage aber ist, *wann, unter welchen familialen Umständen* kommt ein Erreichbarkeits-Dilemma zum Tragen? Weit davon entfernt, aufgrund des explorativen qualitativen Materials Quantifizierungen vornehmen zu wollen, lässt sich zumindest so viel sagen: In vier von 11 Familienfallstudien fanden sich Hinweise für ein Erreichbarkeits-Dilemma, wobei sich eine interessante Gemeinsamkeit ergab, und zwar in Bezug zum gegebenen bzw. nicht-gegebenen *Vertrauen*.

Mutter: „Ich finde das zumindest so, dass auch so eine Vertrauensbasis ganz klar gegeben ist. Ich kann mich auch darauf verlassen, dass meine Kinder mich anrufen, wenn irgendwas ist. Es hat überhaupt keine Kontrollfunktion. Das hör ich immer wieder so von ihren Klassenkameradinnen“.

Soziologisch gesehen bedeutet Vertrauen ein Mechanismus zur Reduktion von Komplexität (Luhmann 1989), wobei es seitens der Vertrauensgeber (hier die Eltern) zu einer „riskanten Vorleistung“ kommt, d. h. Vertrauen wird zunächst gewährt. Ob das gegebene Vertrauen honoriert oder gebrochen wird, ist erst nach einer rückblickenden Endbewertung möglich. Wer sich nun das gewährte Vertrauen erwerben will, muss am sozialen Leben teilnehmen und in der Lage sein, fremde Erwartungen, hier die der Eltern, in die eigene Selbstdarstellung, in den eigenen Handlungshorizont einzubauen (vgl. Luhmann 1989: 68). Wird dies seitens der Kinder realisiert, ist eine soziale Kontrolle nicht notwendig. Der Einsatz des Mobiltelefons beschränkt sich dann auf emotionale und organisatorische Aspekte, die beiderseits toleriert und begrüßt werden.

„Wer nicht vertraut, muß daher, um überhaupt eine praktisch sinnvolle Situation definieren zu können, auf funktional äquivalente Strategien der Reduktion von Komplexität zurückgreifen. Er muß seine Erwartungen ins Negative zuspitzen, muß in bestimmten Hinsichten mißtrauisch werden“ (Luhmann 1989: 78). In den vorgefundenen Fällen sozialer Kontrolle der Kinder durch die Eltern wurde das Vertrauen, welches die Eltern hinsichtlich der Ausgehzeiten und des Ausgehverhaltens in die Kinder gesetzt haben, nicht honoriert, sondern z. T. mehrmals enttäuscht. Die funktionale Äquivalenz von Vertrauen wird in diesen Fällen durch die ständige Erreichbarkeit per Mobiltelefon

---

9 Zweifellos zeigen Jugendliche ihre Kreativität in den dann gefundenen Ausreden gegenüber den Eltern, z. B. „Akku leer“, „kein Empfang“, „in der Disko ist es zu laut“. Das Handy muss aber auch in einigen Diskotheken abgegeben werden bzw. wird abgegeben, weil es geklaut werden könnte usw.

ersetzt, was dann auf der Seite der Kontrollierten (hier der Kinder) zu einer subjektiv empfundenen sozialen Kontrolle führt – mit negativen Konnotationen.

Festhalten lässt sich für den *privaten* Bereich, dass Jugendliche in ein „Erreichbarkeits-Dilemma“ kommen können, wobei die erklärende Variable in dem mangelnden Vertrauen zwischen Eltern und Kindern liegt. Ob das mangelnde Vertrauen überwiegend aus einem Vertrauensbruch oder aus einem mangelnden „Vertrauensvorschuss“ seitens der Eltern, aus einer Überbehütung, „Überorganisation“ (König 2002) resultiert, kann hier nicht abschließend geklärt werden, sondern bedarf weiterer Analysen in der zweiten Projektpause.

### 3. Schlusswort

Es lässt sich hinsichtlich der privaten Folgen von Mobilkommunikation festhalten, dass Eltern sich in ihrer Eltern-Rolle positiv durch das Mobiltelefon unterstützt sehen. Negativ bewerten sie die Störungen des Mobiltelefons innerhalb des privaten Raumes, demnach in der lokalen Privatheit. Hier werden Reglementierungen und Sanktionen zum Schutz der Privatheit, gerade gegenüber Nicht-Familienmitgliedern, aufgestellt. Die Kinder und Jugendlichen befürworten ebenfalls die Erreichbarkeit, und zwar sowohl durch den Freundeskreis als auch durch die Eltern, wobei die Erreichbarkeit durch die Peer-Group einen höheren Stellenwert hat. Innerhalb der lokalen Privatheit der Familie empfinden sie es ferner als positiv, sich in ihre Intimsphäre zurückzuziehen, wo – neben anderen Medien – nunmehr auch das Mobiltelefon ein bedeutendes Kommunikationsmedium geworden ist.

Eine *Gefährdung der individuellen Autonomie und damit ihrer Privatheit* tritt aus der Sicht der Jugendlichen mit dem beschriebenen Erreichbarkeits-Dilemma auf. Das Paradoxe daran ist, dass beide Perspektiven vor dem jeweiligen Systemhintergrund verständlich sind, je nachdem, von welchem fokalen System aus man es betrachtet: Die Jugendlichen bemühen sich um Selbstständigkeit, während die Eltern versuchen, ihre Ängste zu reduzieren. Die unterschiedlichen Erwartungshaltungen, die Eltern-Rolle einerseits und die Rolle des nach Autonomie strebenden Jugendlichen andererseits, können beim Mobiltelefon im so genannten Erreichbarkeits-Dilemma zusammentreffen. Die empirischen Ergebnisse deuten aber gleichzeitig den Ausweg aus dem Dilemma an, nämlich: *Vertrauen*.

Diese Diagnosen, wie auch das Thema ubiquitärer Erreichbarkeit und deren Folgen für die Privatheit insgesamt, werden in Zukunft an Relevanz zunehmen, wenn die kommunikative und visuelle Erreichbarkeit ergänzt wird um weitere Techniken der „Überwachung“ („GPS“, „personal locators“, „subkutane Computerchips“). Es wird sich zeigen, inwieweit die Ängste der Eltern und/oder das mangelnde Vertrauen in die Kinder oder in eine als unsicher empfundene Gesellschaft solche Mechanismen der Überwachung nötig machen. Der Vergleich von Mobilkommunikation mit dem Foucault'schen Panopticon als das Symbol ganzheitlicher Überwachung liegt dann nicht mehr fern (Foucault 1977).

### Literatur

- Arendt, H. (1998; 1958): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München.  
 Ariès, Ph. / Duby, G. (1989): *Geschichte des privaten Lebens*. 5 Bde. Frankfurt a. M.  
 Bahrdt, H.-P. (1998; 1969): *Die moderne Großstadt*. Opladen.  
 Bertram, H. (1990): Vorwort; in: Barthelmes, J. / Sander, E.: *Familie und Medien*. München, S. 5–6.

- Bertram, H. (1992): Familienstand, Partnerschaft, Kinder und Haushalt; in: Bertram, H.: Die Familie in den neuen Bundesländern. Opladen, S. 41 – 81.
- Bertram, H. (1995): Die Sicherheit privater Beziehungen; in: Bertram, H.: Das Individuum und seine Familie. Opladen, S. 91 – 125.
- Brown, B. / Green, N. / Harper, R. (2002): Wireless World. Social and Interactional Aspects of the Mobile Age. London.
- Döring, N. (2002): „1x Brot, Wurst, 5 Sack Apfel I.L.D.“ – Kommunikative Funktionen von Kurzmitteilungen (SMS); in: Zeitschrift für Medienpsychologie 14 (2002) 3, S.118 – 128.
- Feldhaus, M. (2002): Die Bedeutung des Mobiltelefons für das Familiensystem – ein europäischer Überblick. Paper presented at the conference: „Family – Child – Medium“. University of Lublin.
- Flick, U. (1996): Psychologie des technisierten Alltags. Opladen.
- Foucault, M. (1977): Überwachen und Strafen. Frankfurt/M.
- Fritzsche, Y. (2000): Modernes Leben: Gewandelt, vernetzt und verkabelt; in: Shell-Jugendstudie 2000. Opladen, S. 181 – 221.
- Habermas, J. (1999/1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt/M.
- Haddon, L. (1998): Communications on the move: The Experience of Mobile Telephony in the 1990's. COST Report 248.
- Höflich, J. R. (2001): Das Handy als „persönliches Medium“. Zur Aneignung des Short Message Service (SMS) durch Jugendliche. In: [kommunikation@gesellschaft](mailto:kommunikation@gesellschaft), Jg. 2, Beitrag 1.
- Höflich, J. R. / Rössler, P. (2000): Jugendliche und SMS. Gebrauchsweisen und Motive. Erfurt.
- Hurrelmann, K. (1997): Lebensphase Jugend. Weinheim.
- Kaufmann, F.-X. (1995): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. München.
- Katz, J. E. / Aakhus, M. A. (2002): Perpetual Contact. Mobile Communication, Private Talk, Public Performance. Cambridge.
- König, R. (2002): Soziologie der Familie; in: König, R.: Familiensociologie. René König Schriften Bd. 14, hrsg. von Nave-Herz, R. Opladen.
- Lange, K. (1991): Zur Ambivalenz des Mobiltelefons; in: Garbe, D. / Lange, K.: Technikfolgenabschätzung in der Telekommunikation. Berlin, S. 153 – 163.
- Ling, R. / Yttri, B. (1999): „Nobody sits at home and waits for the telephone to ring“. Micro and hypercoordination through the use of the mobile telephone. Telenor 30/1999.
- Logemann, N. / Feldhaus, M. (2001): Neue Medien als Herausforderung für die Jugendphase. In: Kind, Jugend, Gesellschaft. Zeitschrift für Jugendschutz, S. 50 – 54.
- Logemann, N. / Feldhaus, M. (2002): Die Bedeutung von Internet und Mobiltelefon im familialen Alltag – der Wandel der medialen Umwelt von Familie. In: Nave-Herz, R. (Hg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland – eine zeitgeschichtliche Analyse. Stuttgart, S. 207 – 227.
- Luhmann, N. (1989): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart.
- Mettler-v. Meibom, B. (1994): Kommunikation in der Mediengesellschaft. Berlin.
- Nave-Herz, R. (2000): Chancen und Risiken der neuen Informations- und Kommunikationstechniken für den privaten Bereich. Hektographiertes Manuskript. Oldenburg.
- Oerter, R. / Dreher, E. (1995): Jugendalter. In: Oerter, R. / Montada, L. (Hg.): Entwicklungspsychologie. Weinheim, 310 – 396.
- Rössler, B. (2001): Der Wert des Privaten. Frankfurt/M.
- Schenk, M. / Dahm, H. / Sonje, D. (1996): Innovationen im Kommunikationssystem. Münster.
- Schlobinski, P. et al. (2001): Simsens. Eine Pilotstudie zu sprachlichen und kommunikativen Aspekten in der SMS-Kommunikation. [www.websprache.net/networks/docs/networks-22.pdf](http://www.websprache.net/networks/docs/networks-22.pdf).
- Strauss, A. L. (1991): Grundlagen qualitativer Forschung. München.
- Tyrell, H. (1976): Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie; in: Zeitschrift für Soziologie, 5, S. 393 – 417.
- Tyrell, H. (1983): Zwischen Interaktion und Organisation II: Die Familie als Gruppe; in: Neidhardt, F.: Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, S. 369 – 391.
- Weintraub, J. (1997): The Theory and Politics of the Public/Private Distinction; in: Weintraub, J. /

- Kumar, K.: *Public and Private in Thought and Practise: Perspectives on a Grand Dichotomy*. Chicago, S. 1 – 42.
- Weiß, R. / Groebel, J. (Hrsg.) (2002): *Privatheit im öffentlichen Raum. Medienhandeln zwischen Individualisierung und Entgrenzung*. Opladen.
- Weiß, R. (2002): *Vom gewandelten Sinn für das Private*; in: Weiß, R. / Groebel, J. (Hrsg.): *Privatheit im öffentlichen Raum. Medienhandeln zwischen Individualisierung und Entgrenzung*, Wiesbaden, S. 27 – 87.